Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 36. Posen, den 9. September. 1883.

Ein Reiseabenteuer.

Von Nora von Görner.

Es war zu jener Zeit, da noch kein Schienenstrang die Hauptstadt Prag mit dem Süden des Landes verband und, wer dahin wollte, sich dem 18 bis 20 Stunden fahrenden Eilwagen oder dem wohlfeilern, aber fast doppelt so langsam fortkommenden Stellwagen anvertrauen mußte. Obschon es noch nicht zwanzig Jahre her ist, seitdem man innerhalb eines halben Tages, nach Budweis, Wittingau u. s. w. auf Dampfesflügeln dahin brausen kann, hat man doch kein Verständniß mehr für jene Zeit, da Kondukteur und Kutscher sich mit Pistolen versahen, weil bei gewissen Stationen Post- und Stellwagen mehrfach angefallen worden waren; oder da man im Winter nach starkem Schneefalle auf der Höhe von Miltschin die Wägen mit Planken und Stangen im Gleichgewichte erhalten mußte, während die vorgespannten Rosse sie langsam und mühevoll durch die Schneeverwehungen durchzogen.

An dem Tage oder vielmehr an dem Abend, wo unsere kleine Geschichte beginnt, war die Luft rein und klar, der Schnee festgefroren und der Kondukteur begrüßte den Herrn, welcher sich im Dämmerscheine der Laternen zur Abfahrt mit der k. k. Post einfand, mit den tröstlichen Worten: „Etwas holperig wird's geh'n, aber ohne Hindernisse. Wir werden eine frische aber gute Fahrt haben."

„Desto besser;" ertönte es im tiefsten Baß, während sich das erste Drittel der Passagiere sehr energisch in der dunklen Wagenecke zurecht setzte und dann ungeduldig den gemüthlich langsamen Vorbereitungen zur Abreise zusah. Bald darauf nahm eine bis an die Ohren vermummte Gestalt Platz im Coupé, knapp vor dem Aufstieg des Postillons, hüllte sich mit Pelz, Fußsack und einer warmen Decke in weißen Fellen der dritte Reisende in die zweite Wagenecke. Ein gegenseitig gebrummtes „Guten Abend" bildete den einzigen Versuch zu einer Annäherung zwischen den Insassen des etwas knappen Kastens, der sich noch nicht aus weitläufigen Stadtmauern und Thoren des Wyschehrads herausgewunden hatte, als die Herren bereits sehr kollegialisch schnarchten. Giebt es doch keine zweckmäßigere Beschäftigung bei einer nächtlichen Eilwagenfahrt, als das Schlafen und wohl dem, der nicht wachen Auges in die Nacht hinausstarren muß auf die weiten Felder ringsum, jedes Lichtlein freudig begrüßend, das in einem fernen Dorfe auftaucht, bis auch diese Zeichen des Lebens erlöschen und nichts das monotone Weiß des Schnees unterbricht, das die Wagenlaternen zu beiden Seiten des Weges streifweise beleuchten.

Unsere Reisende waren glücklicher. Sie ermunterten sich erst auf der nächsten Station und das nur so weit, um mit halbem Bewußtsein die Pferde ab- und zuführen und die wenigen, zwischen Hausknecht und Postillon gewechselten Worte zu hören. Dann setzte sich der Wagen wieder in Bewegung und wiegte, trotz des holprigen Weges, die großen Kinder abermals in Schlummer.

Hinter der dritten Station, es mochte gegen Mitternacht sein, blieb der Wagen jedoch so plötzlich und mit solchem Krache stehen, daß Alle völlig wach geworden, erschreckt auffuhren, um sich eiligst nach dem Postgebäude umzusehen.

„Teufel!" rief einer der Wageninsassen, nachdem er kräftigst auf das gefrorene Fenster gehaucht hatte. „Da ist ja von einer Station keine Spur. Wo sind wir denn und warum fahren wir nicht weiter?" rief er, den Schlag öffnend dem neben dem Gefährt stehenden Kondukteur zu. Dieser antwortete zuerst nur mit einigen derben Flüchen, dann sagte er: „Schöne Bescheerung! Jetzt heißt es aussteigen, abpacken und hier sitzen bleiben; die Achse ist hin."

Im nächsten Augenblicke standen die Passagiere auf der Straße.

„Meine Herren," haranguirte sie der Führer von der k. k. Transportmaschine, „Sie wissen wohl, was das heißt ein Achsenbruch. An ein Weiterfahren ist nicht zu denken. Sie müssen eine Unterkunft suchen, bis der Postillon zur Station zurückreitet und einen andern Wagen holt. Uebrigens haben wir noch ungeheueres Glück, daß das Malheur gerade hier passirt ist. Sehen Sie dort jenen lichten Punkt am Saume des Waldes? Das ist die Försterei von Althütten, wo Sie für einige Stunden gewiß freundlich aufgenommen werden. Ich kenne den Förster, folgen Sie mir, ich führe Sie bei ihm ein."

Man ließ sich dies nicht zweimal sagen. Die Nacht war sehr kalt und jede Unterkunft besser, als die Aussicht einige Stunden auf der Straße zubringen zu müssen. Rüstig schritten daher die drei vermummten Gestalten wie schwarze Schatten, über den hartgefrorenen Schnee dem Kondukteur nach.

Als man sich dem angedeuteten weißen Punkte näherte, stellte sich dieser als kleines Jagdschlößchen dar, aus dessen Fenstern ein Lichtschein freundlich zu grüßen schien. Nach einem herzhaften Klopfen an die Thür, ward ein leichter Schritt gehört und: „Wer ist's?" ertönte es durch's Schlüsselloch, während im Hofe die Hunde anschlugen. „Nur aufgemacht Nina," rief der Kondukteur — „wir sind weder Räuber noch Mörder."

Die Stimme mochte der Magd bekannt vorkommen, sie öffnete ohne weitere Bedenken und ließ, nachdem man sie in Kürze von der Lage der Dinge in Kenntniß gesetzt, die Herren in ein Zimmer eintreten, dessen behagliche Wärme auf die fröstelnden Reisenden einen sehr angenehmen Eindruck machte.

„Wie gut," meinte sie, „daß der Herr Förster heute noch so lang über seinen Rechnungen aufgeblieben ist. Er ist eben erst hinauf gegangen, ich will ihm nun gleich die Einquartierung melden."

Das Zimmer, in dem man sich befand, war geräumig und, soviel man bei der schwachen Beleuchtung eines Kaminfeuers sehen konnte, sehr wohnlich.

Die Herren hatten jedoch kaum Zeit sich umzusehen, als Nina zurückkehrte, eine Lampe auf den mittleren, im Zimmer stehenden runden Tisch setzte und neues Holz auf die verglimmenden Scheite im Kamin legte.

„Nun?" fragte der Kondukteur, „wie ist's — was sagte der Herr Förster zu unserer nächtlichen Visite?"

„Der Herr Förster läßt die Herren bitten, es sich hier einstweilen bequem zu machen, er wird in Kurzem selbst hier sein!"

„Na, das ist gut, sehr gut," rief der Kondukteur vergnügt — „habe ich Recht gehabt, meine Herren? Sie haben Glück, daß die Achse hier zerbrochen ist. Ich aber kann nicht länger warten, ich muß zum Wagen zurück, damit der Postillon fort kann; bis Alles in Ordnung ist, hole ich die Herren wieder ab."

Die Letzteren hatten erst jetzt, als sie allein waren, Muße,

sich gegenseitig zu betrachten. Der Eine, ein großer, etwas hagerer, aristokratisch aussehender Mann, näherte sich, nachdem er sich aus Umhüllungen aller Art herausgewickelt hatte, dem Kaminfeuer und hielt seine weißen, feingeformten Hände über die Flamme.

„Solch' ein Abenteuer," rief, den Pelz abwerfend, der zweite Passagier, „lasse ich mir gefallen; hier ist es ja ganz behaglich, es fehlt nichts, als daß noch eine reizende Hausfrau im eleganten Negligé uns bei einem kleinen Soupér die Honneurs machte." —

„Aber, mein Herr, warum machen Sie es sich nicht ebenfalls bequem?" rief er, nach dem dritten Passagier sich umsehend, der noch ganz verpackt in einer Sophaecke kauerte.

„Ich kann mich noch immer nicht recht erwärmen und von dem Schrecken erholen," antwortete eine etwas heisere Stimme.

„Gott Strambach!" rief der erste Sprecher, „der Schrecken war doch ganz überflüssig — wir sind ja nicht einmal umgeworfen worden, sondern blos einfach sitzen geblieben und da wir nicht auf der Straße, sondern in einem netten Speisezimmer sitzen, mache ich mir gar nichts daraus, umsomehr, als mein Traum von dem kleinen Soupér in Erfüllung zu gehen scheint."

Nina hatte wahrhaftig den Tisch gedeckt und Bier und kalte Küche aufgetragen.

„Eh' wir uns indeß an diesen köstlich aussehenden Schinken machen, wollen wir unsere Personalien zu Protokoll geben. Ich heiße Karl Senden, bin Oekonom, Oberlieutenant in der k. k. Armee, verheirathet, Vater dreier Buben &c."

„Und ich stelle mich den Herren als Baron Hallern vor," sprach der Herr am Kamin, indem er mit einem Lächeln dem Oekonomen die Hand reichte. —

„Und Sie, mein Herr?" rief Senden mit heiterem Gesichte dem Mann in der Sophaecke zu. Dieser erhob sich, machte den Herren eine steife, ungeschickte Verbeugung und flüsterte:

„Professor M. aus P. —" Der Name war den Beiden sehr wohl bekannt, er war so berühmt, daß sie sich nur darüber wunderten, ihn so bescheiden, ja schüchtern aussprechen zu hören.

„Meinen Respekt, Herr Professor!" rief Senden, „es freut mich außerordentlich, so zufällig mit einem so berühmten Manne zusammengekommen zu sein. — Das ist wieder eine gute Folge unseres Abenteuers, denn ohne dasselbe hätte ich im Morgengrauen den Eilwagen verlassen, nicht ahnend, wer mein Reisegefährte gewesen ist."

„Doch unser freundlicher Wirth zaudert lange und mittlerweile schäumt der Braune hier im Kruge, wie Plumkett singt, und lockt uns Schinken, Wildpret und Salat. Zur Attaque denn, meine Herren, zur Attaque!"

Man wollte sich eben zu Tisch setzen, da erschien der Herr des Hauses, ein wahrer Nimrod; groß, wohlbeleibt und mit jenem frischen Teint des Gesichtes, den ein beständiges Verweilen in freier Luft bei Wind und Kälte verleiht. Er hieß die Herren so herzlich willkommen, daß sie sich erst jetzt vollkommen heimisch fühlten und als man sich nach abermaliger gegenseitiger Aufforderung zu Tisch setzte, war bald ein so lebhaftes Gespräch im Gange, daß der Baron daraur aufmerksam machen zu müssen glaubte, daß möglicherweise das Schlafzimmer ihrer Wirthin sich gerade über ihnen befinden könne.

„Das ist wahr," meinte der Professor mit fast komischem Ernste — „wir müssen es vermeiden, eine allgemeine Konversation zu führen."

„Da wir aber doch nicht mäuschenstille beisammen sitzen können, müßten wir nur den Herrn Professor bitten, uns einen Vortrag zu halten," rief Senden lachend.

„Ich glaube, daß ein Vortrag über die Eigenschaften des Platins, oder über die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Chemie die Herren wohl ebenso langweilen würde, wie mich die Jagdgeschichten, die etwa unser Hausherr uns zum Besten geben könnte," meinte der Professor.

„Ganz richtig," rief Senden, „und darum erlaube ich mir einen Vorschlag zu machen, der wohl allgemeinen Anklang finden dürfte. Wir sind doch wohl alle verheirathet?"

„Ja wohl!" — „Ich bin's!" — „Ich bin's gewesen!"

„Nun wohlan, dann erzählen wir einander gegenseitig, wie wir zu unseren Frauen gekommen sind, dadurch vergeht die Zeit und wir unterhalten uns, ohne die Frau Försterin aufzuwecken."

„Ich bin's zufrieden," versetzte der Baron, den das kleine Souper ganz vergnügt gemacht hatte; „wer aber erzählt zuerst?"

„Ich schlage vor: Der Aelteste," rief Senden.

„Der Aelteste bin ich," rief hinzutretend der Förster, der während des Gespräches der Herren mit Nina an der Thüre konferirt hatte, „um was handelt es sich?"

Man theilte ihm den Vorschlag mit und er ging lachend darauf ein. „Nur," meinte er, „ist meine Geschichte so einfach und so wenig romantisch, daß ich die Herren bedauere, wenn sie sich viel Unterhaltung davon versprechen."

„Meine Frau und ich waren Jugendgespielen und gingen miteinander in die Schule. Ich war stets an ihrer Seite und wenn sie die anderen Buben neckten, nahm ich die Kleine in Schutz. Als ich elf Jahre alt war, mußte ich fort, um in die Oberrealschule einzutreten und auch Karoline wurde einige Jahre darauf zu Verwandten in eine kleine Stadt geschickt, um dort allerlei zu lernen, wozu in unserem Dorfe die Gelegenheit fehlte.

Wenn ich auf Ferien nach Hause kam, war sie nicht da und mir war sehr bange nach ihr. Wir schrieben uns, an Namens- und Geburtstagen, das war Alles.

Ich war bereits Techniker im zweiten Jahre, als mein Vater starb und meine Mutter mir erklärte, ich könne nicht weiter studiren, sondern müsse sogleich ein Unterkommen suchen, da sie mich zu erhalten nicht im Stande sei. Das war ein harter Schlag für mich. Ich wurde einstweilen durch unsern Grafen daheim im Forstamte verwendet und lebte, in der Hoffnung einer künftigen bessern Anstellung, mit meiner Mutter recht kümmerlich.

Karoline sollte nun auch, da ihre ältere Schwester geheirathet hatte, nach Hause kommen. Man erwartete sie zu Ostern. Es war während der Chartage, wir hatten Ferien und ich schlenderte, mich des schönen Apriltages freuend, aus dem Dorfe hinaus, die Landstraße entlang. Eine halbe Stunde mochte ich gegangen sein, da hatte ich den Berg erreicht, von dem man eine herrliche Aussicht auf unser Dorf und Schloß genießt. Jenseits der Anhöhe wand sich langsam ein Wagen herauf. Der Kutscher ging nebenher und auch im Wagen saß Niemand. Auf dem Seitenpfade am Waldessaume aber ging eine Dame langsam nach. Schon an ihrem Gange bemerkte ich, daß sie jung sein müsse, als ich mich ihr näherte, fand ich auch, daß sie sehr hübsch war. Ich grüßte höflichst und mein Gruß ward mit einem schelmischen Lächeln erwiedert, das mir Muth machte, ein Gespräch mit einer geistreichen Bemerkung über den schönen Tag zu beginnen. Dann ging ich auf das Glück unserer Begegnung über und war bald mitten im Kurschneiden drin — denn ich war 21 Jahre alt.

Das junge Mädchen war sehr lustig und schelmisch und frug mich, als ich ihr meine Bewunderung ihrer Reize an den Tag legte, neckend, ob ich wohl stets so schnell Feuer fange?

„Nein!" rief ich, „Sie mein Fräulein sind die erste, der ich sage, daß ich Sie bewundere, daß ich Sie —"

„Halt, mein Herr," unterbrach mich die Kleine, „denken Sie nach; gewiß hat schon früher Jemand solche Worte von Ihnen gehört und hat ältere Anrechte an Sie — da giebt es Jugendgespielinnen, denen man ewige Freundschaft und Liebe schwur —"

Ich war verwundert und rief: „Aber, mein Fräulein, woher wissen Sie? —"

„Aha! nun haben Sie sich verrathen — ich wußte nichts und schlug nur so auf den Strauch, jetzt aber weiß ich, Sie sind ein Ungetreuer! Adieu, mein Herr, ich muß einsteigen!"

„Werden wir uns wiedersehen, Grausame?" rief ich ihr nach.

„Vielleicht in einer besseren Welt," antwortete sie pathetisch; lachte dann laut auf und die Chaise wackelte den Abhang hinab.

Ich schlenderte nach und sah den Wagen auf's Dorf zufahren. Jetzt erinnerte ich mich erst, daß ich das Mädchen gar

nicht gefragt hatte, ob sie in N. sich aufhalten werde. Mich selbst recht ausscheltend, ging ich verdrießlich nach Hause.

Als ich mich unserem Häuschen näherte, kam es mir vor, als sähe Jemand zum Fenster hinaus. Meine Mutter ist es nicht, dachte ich, wer kann es sein? Da verschwand die Erscheinung. Ich kümmerte mich nicht darum; als ich ankam, stand die Mutter vor der Thüre und lächelte ganz eigenthümlich verschmitzt. — „Es ist Jemand drin, den Du kennst," sprach sie mit dem Daumen in's Haus deutend — „geh' nur in die untere Stube."

„Ich ließ mir dies nicht zweimal sagen, eine Ahnung durchzuckte mich; ich riß die Thüre auf.

Da stand an den Schlafsessel der Mutter gelehnt — die schöne Reisende und lachte mir entgegen. Ich wußte nicht, was ich thun und denken sollte und sah wohl sehr dumm und verlegen aus, denn auch die Mutter mußte laut lachen über mich.

„Aber Josef," rief sie, „kennst Du denn Lottchen wirklich nicht mehr?"

„Wie Karoline Du? Sie, mein Fräulein?"

„Schäme Dich, Pepi," rief nun das Mädchen, „daß Du mich nicht erkannt hast; ich habe es augenblicklich gewußt, daß Du es bist, als Du mir auf der Straße so keck entgegen kamst, trotz dem, daß Du groß und ein halber Mann geworden bist."

„Wie ein halber blos?" rief ich drohend, „an dieser Bosheit erkenne ich Dich vollkommen, meine kleine, liebe, böse Lotti."

Und nun ging's an ein gegenseitiges Necken und Vorwerfen, zuletzt aber machten wir wieder Frieden; ich begleitete sie bis an ihr Häuschen und kehrte bis über die Ohren verliebt nach Hause zurück.

Zwei Tage darauf waren wir mit einander einig darüber, daß wir uns heirathen wollten, bis ich durch des jungen Grafen Einfluß eine bessere Stelle erhalten haben würde. Und als dies geschah, wurde auch wirklich ohne viel Zaudern Hochzeit gemacht."

(Fortsetzung folgt.)

Die Befreiung Wiens am 12. September 1683.

Es war um die Mitte des Monats April 1683, als der schlaue und verschlagene Großvezier Kara Mustapha sich an der Spitze eines türkischen Heeres von 200,000 Mann von Konstantinopel aus in Bewegung setzte, um bis zum Herzen Oesterreichs vorzudringen, die Residenz der deutschen Kaiser zu erobern und zum Stützpunkt eines gewaltigen türkischen Reiches zu machen. Der Zeitpunkt war günstig gewählt, langen und blutigen Kriegen in allen Theilen Europa's war eine Periode der Erschlaffung gefolgt, Deutschland, in sich uneinig und erschöpft, ließ einen energischen Widerstand nicht erwarten. Nur Frankreich hätte vermocht, dem Andringen einer türkischen Macht sofort erfolgreich entgegenzutreten, Frankreich aber war der Bundesgenosse des Sultans, der erbittertste Feind Deutschlands.

Anfang Juni erreichte der gewaltige Heereszug Esseg, wo der magyarische Graf Emmerich Tököly, von Deutschenhaß verblendet, sich dem Feinde anschloß.

Inzwischen war man angesichts der drohenden Gefahr auch in Wien nicht müßig geblieben. Kaiser Leopold schrieb eine Kriegssteuer aus, Anordnungen zur Befestigung der Hauptstadt wurden getroffen, aber es fehlte überall an der energischen Leitung. Ein Heer von 50,000 Mann sollte gebildet und unter Führung des kriegserfahrenen Herzogs Karl von Lothringen dem Feinde entgegengesandt werden, aber es erreichte nur die Stärke von 30,000 Mann und mußte sich vor der gewaltigen Uebermacht unverrichteter Dinge zurückziehen, um nicht von der Hauptstadt abgeschnitten zu werden. In dieser kritischen Lage sandte der Herzog rasch entschlossen einen Theil der Truppen unter Leslie's Befehl nach Wien, während er selbst mit dem Rest nach blutigem Kampfe mit den schwärmenden Tartarenhorden sich den Weg nach Hainburg bahnte.

Jetzt erst erkannte man in Wien den furchtbaren Ernst der Lage. Die Abreise der kaiserlichen Familie am 7. Juli war das Signal zu allgemeiner, schreckensvoller Flucht. Zum Glück hatte der Kaiser den rechten Mann gefunden, der in diesen Tagen der allgemeinen Verzweiflung mit Ernst und Energie an die fast unmöglich scheinende Aufgabe ging, die Befestigung und Vertheidigung der bedrohten Hauptstadt durchzuführen, es war der Kommandant von Wien, Generalmajor Graf Rüdiger von Starhemberg.

Am 7. Juli hatte der Feind die Raab überschritten, es blieben dem wackeren Kommandanten nur noch sechs Tage zur Instandsetzung der Festungswerke, zur Organisirung der Vertheidigung. Und er leistete das unmöglich Scheinende.

Sämmtliche Erdwerke wurden ausgebessert, die Gräben vertieft und unter Wasser gesetzt, die Eskarpen verpallisadirt. Magazine wurden mit Lebensmitteln und Munition gefüllt, dreihundert Geschütze auf den Wällen placirt und die waffenfähige Bürgerschaft in Korps eingetheilt und nach Kräften eingeübt. Als der türkische Großvezier in der Nacht vom 13. zum 14. Juli mit seiner gewaltigen Heeresmacht vor Wien anlangte, stand ihm innerhalb der Festung eine Vertheidigungsmacht von 13,800 Mann Linientruppen und 8100 Freiwilligen gegenüber, ein geringes Häuflein, aber stark durch seine Entschlossenheit, den opferfreudigen Muth jedes Einzelnen.

Die Belagerung mit allen ihren Schrecken begann. Nachdem mehrere Stürme siegreich abgeschlagen waren, gingen die Belagerer zu einem ausgedehnten Minenkriege über. Fast sämmtliche Basteien der Festung wurden nach und nach in Schutthaufen verwandelt, der Muth der Vertheidiger aber blieb unerschüttert.

Inzwischen hatte Herzog Karl von Lothringen mit den ihm verbliebenen Truppen den Grafen Tököly bei Preßburg und den Pascha von Großwardein bei Stammersdorf geschlagen und vereinigte sich endlich am 4. September mit den von verschiedenen Seiten heranziehenden Truppen der dem Kaiser alliirten Fürsten, der Kurfürsten von Sachsen und Bayern und des Königs Johann Sobieski von Polen, des gefürchteten Besiegers der Türken.

Von slawischen Schriftstellern ist die Bereitwilligkeit, mit welcher Sobieski damals dem bedrängten Wien zu Hilfe eilte, als ein Beweis von außerordentlicher Seelengröße bezeichnet worden, weil gerade Kaiser Leopold I. bei der Wahl des polnischen Königs zu seinen entschiedensten Gegnern gehört und die Wahl des Herzogs Karl von Lothringen nach Kräften befürwortet hatte, aber es darf, wie Schikorn in einem Aufsatze über die Belagerung Wien's treffend hervorhebt, dabei nicht vergessen werden, daß in diesem Falle sehr praktische realpolitische Motive für seine Hilfsbereitschaft vorhanden waren.

Konnte er doch keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß nach dem Falle Wiens und der Eroberung des dahinter liegenden Landes die Reihe an ihn, den gehaßtesten Feind der Moslems, kommen würde, und es war somit nur ein Akt der Klugheit, im Verein mit den deutschen Fürsten einen Feind zu bekämpfen, dessen Uebermacht später Polen, auf seine Hilfsmittel allein angewiesen, nimmermehr gewachsen gewesen wäre.

In Wien war indessen die Noth auf's Höchste gestiegen. Monatelang hatten Soldaten und Bürgerschaft in edlem Wetteifer die Vertheidigung geführt, Sturm um Sturm abgeschlagen. Als nach fünf wüthenden Angriffen die Türken sich endlich im Besitz des gänzlich zerstörten Ravelins der Löwelbastei sahen, da fanden sie hinter demselben einen unter Zuhilfenahme von Fässern, eisernen Fenstergittern u. s. w. neu hergestellten Vertheidigungsabschnitt, der ihrem Andringen erfolgreich widerstand.

Am 4. September war es den ausgezeichneten Mineuren der Türken gelungen, zwischen den Gegenminen der Vertheidiger hindurch bis zur inneren Stadt vorzudringen und eine Hauptmine unter der Burgbastei zu entzünden, deren Wirkung eine fürchterliche war. Schon hatten die unter des Großveziers persönlicher Leitung unmittelbar darauf stürmenden Türken zwei Roßschweife als Siegeszeichen auf den Trümmern aufgepflanzt,

da gelang es dem trotz einer Verwundung am Arm mit seinen besten Truppen herbeieilenden Grafen Starhemberg, die Feinde mit großem Verlust zurückzuschlagen. Aehnliche Sprengungen und Sturmangriffe folgten am 6., 7. und 8. September, wobei es sich zeigte, daß die feindlichen Mineure schon bis zur Minoritenkirche vorgedrungen waren. Hätten die zum Tode erschöpften Vertheidiger nicht den ersehnten Entsatz in der Nähe gewußt, so wären sie sicherlich diesen Angriffen erlegen, denn schon erhoben Krankheit und Hunger, die schlimmsten Feinde der Belagerten, immer drohender ihre Häupter.

Am 6. September langte das Gros der polnischen Armee in Tuln an und überschritt die Donau, am 7. trafen die Reichshilfstruppen ebendaselbst ein. Das verbündete Heer bestand jetzt aus 26,600 Polen, 11,400 Sachsen, 11,300 Bayern, 8400 Franken und Schwaben, 27,100 Oesterreichern, zusammen 84,800 Mann mit 186 Kanonen. Von Tuln rückte das Heer am 9. bis zum Fuße des Gebirges vor, am 10. wurde der Marsch bis Klosterneuburg fortgesetzt und am 11. besetzten die Verbündeten den Kahlenberg bei Wien, von dem man das unermeßliche Lager der Türken vor sich ausgebreitet sah. Wie es um Wien stand, das lehrte der Inhalt eines Zettels von der Hand Starhembergs, welchen ein Reiter spät Abends, nachdem er die Donau durchschwommen hatte, dem Herzog von Lothringen brachte: „Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr, ja keine Zeit mehr verlieren!"

Die Mahnung wurde im Lager der Verbündeten beherzigt. In der Frühe des 12. September schritt man zum Angriff auf die feindliche Stellung. Es war ein Sonntag. Johann Sobieski, welcher zusammen mit dem Herzog von Lothringen in der Kapelle am Leopoldsberge die Messe gehört und die Kommunion empfangen hatte, richtete eine kurze Ansprache an seine Offiziere. Er erinnerte sie, daß sie für den Schutz ihres Vaterlandes kämpfen und nicht allein dem bedrängten Wien, sondern der gesammten Christenheit Rettung bringen sollten.

In fünf Treffen war das türkische Heer von Nußdorf bis hinter Dornbach aufgestellt. Einige Kanonenschüsse gaben das Zeichen zum Angriff, der auf dem linken Flügel bei Nußdorf von den Oesterreichern eröffnet wurde. Die Sachsen folgten, die Oesterreicher durch einen Flankenangriff auf Döbling erfolgreich unterstützend. Sieben Stunden schwankte der Kampf unentschieden hin und her. Da brachen gegen 2 Uhr Nachmittags die nach einem langen Marsche erst jetzt auf dem Schlachtfelde eintreffenden Polen unter des Königs eigener Führung in gewaltigem Ansturm gegen das Zentrum der feindlichen Stellung bei Dornbach vor. Doch hier hatte auch der Großvezier seine besten Kräfte gesammelt, die Türken hielten dem Angriff Stand. Die Polen wankten, ein fliehendes Reiter-Regiment brachte Unordnung in die Reihen der eigenen Truppen. Während aber Sobieski, seine Truppen zu immer neuen Vorstößen anfeuernd, den Feind zwang, seine gesammte Aufmerksamkeit auf diesen Punkt zu richten, hatte der Herzog von Lothringen, mit sicherem Feldherrnblick die Lage überschauend, seine Truppenmacht zu einem gewaltigen Angriff gegen den geschwächten linken Flügel der Türken geführt, im ersten Ansturm die Döblinger Batterie und die große Türkenschanze erstürmt und damit die ruhmreiche Entscheidung herbeigeführt. Der Rückzug der Türken löste sich rasch in wilde Flucht auf. 25,000 Türken deckten den Wahlplatz, 370 Kanonen, die große Fahne des Propheten, zahlreiche Standarten und Roßschweife und unermeßliche Vorräthe fielen den Siegern in die Hände. Das Zelt des Großveziers mit einer Kriegskasse von 2 Millionen wurde die Beute Sobieski's. — Wien war gerettet.

Die Schlacht vom 12. September wurde zugleich ein Wendepunkt in dem Kriegsglück der Osmanen. Ihre Macht in Europa war gebrochen und von nun an folgte eine Niederlage nach der anderen.

Graf Starhemberg, der ruhmreiche Vertheidiger der bedrängten Hauptstadt, der tapfere Polenkönig und der edle Herzog Karl von Lothringen haben gleichmäßig zu dem Erfolge dieses Tages beigetragen, sie verdienen darum mit gleichem Rechte ein unauslöschliches Andenken, den Dank der Mit- und Nachwelt.

C. F.

Igel, Otter und Natter. Ueber ein Experiment von großem Interesse wird dem „Hannov. Courier" Mittheilung gemacht. „Ich setzte," schreibt der Berichterstatter, „vor einigen Tagen eine Kreuzotter und zwei Schlingnattern zu einem Igel in einen Kasten. Der Igel schritt sofort zum Angriff. Er packte zunächst eine Schlingnatter am Schwanze: dieselbe biß, nach ihrer Gewohnheit, wüthend auf den stachelgepanzerten Gegner los, selbstverständlich zu ihrem Schaden, wie ihr blutiges Maul bezeugte; indeß gelang es ihr, sich loszureißen und vorläufig zu entkommen. Der Igel schob sich gemächlich weiter zur Kreuzotter hin. Diese war schon aufmerksam und setzte sich in Angriffsstellung. Ihren Biß parirte aber der Igel dadurch, daß er sich über sie schob, bevor sie denselben vollführte: er rannte sie sozusagen über den Haufen, wobei der Kopf der Otter unter ihn gerieth. Alsbald hörte man das Knirschen der Zähne des Igels im Fleische der Otter; es schien für ihn eine köstliche Mahlzeit zu sein. Er hörte nicht auf, bis das vordere Drittheil der Schlange verzehrt war. Das Uebrige nahm ich ihm, um es auf Eier oder Junge zu untersuchen und ich fand fünf junge Ottern in dem Thiere. Der Appetit des Igels mußte aber ein gewaltiger sein, denn im Laufe des Tages begrub er auch noch die beiden Schlingnattern in seinem Magen. So weit verlief Alles, wie man es erwarten durfte und wie die Forscher es ähnlich schon oft erlebt haben. Indeß nun passirte etwas Ungewöhnliches: der linke Vorderschenkel des siegreichen Igels schwoll mächtig an und am nächsten Morgen war er eine Leiche. Die Geschwulst begann schon, während er noch an der Otter schmauste: er war also offenbar von dem Reptil gebissen worden, während der Kopf desselben unter ihm lag und ist dem Bisse erlegen. Es ist dies besonders deswegen interessant, weil Lenz und andere Forscher auf Grund ihrer Erfahrungen glaubten, behaupten zu dürfen, der Igel sei giftfest in jeder Hinsicht. Sie hätten öfter gesehen, daß der Igel von der Otter in die Schnauze, ja in die Zunge gebissen war und er hatte keinen Schaden davon gehabt. Vorstehendes Erlebniß beweist aber, daß das Schlangengift das Blut des Igels ebensowohl vergiftet, wie das der übrigen Warmblüter, wie es ja eigentlich auch ganz natürlich der Fall sein muß. Interessant ist es mir auch gewesen, völlig ausgebildete, sechs Zoll lange Junge in der Otter zu finden. Die nächste Verwandte unserer Otter, die Viper in Süd-Europa, ist als lebendig gebährend bekannt und führt davon ihren Namen (Vivipara), aber unsere Kreuzotter gilt im Allgemeinen als eierlegend."

Wind-Akkumulator. Im „Scientific American" wird allen Ernstes der Vorschlag gemacht, die enorme Kraft des Windes, die jetzt ungenützt verloren geht, in Form von komprimirter Luft aufzubewahren und so als stete Kraftquelle zu benützen. Es wird darauf hingewiesen, daß auf einem Flächenraum von 40 zu 150 Fuß es vollkommen möglich ist, 32 Windräder, jedes von 12 Fuß Höhe und 8 Fuß Durchmesser derart zu plaziren, daß jedes vollen Wind erhalten kann, von welcher Seite er auch wehen möge. Die Räder müßten auf vertikalen Achsen ruhen oder auch horizontal mit fixirtem Schaft. Sie bedürften weder einer Bedienung noch einer Bremse, sie könnten mit der größten Geschwindigkeit sich drehen oder still stehen; die rasche Bewegung könnte keinen Schaden bringen, sondern nur die Arbeitsverrichtung vermehren. Jedes Windrad müßte eine Luftpumpe, die seiner Kraft entspricht, treiben und jeder Druck auf den Kolben würde die vorhandene Luftmenge in ein bereit zu haltendes Reservoir befördern. Auf diese Weise würde das Reservoir ein Vorrathsmagazin komprimirter Luft, das nach Maß seine Energie abgeben könnte.

Wat segt is, dat is segt. In einem westfälischen Dorfe hatte ein Standesbeamter eine Ehe zu schließen und der Bequemlichkeit halber das Protokoll im Voraus eingetragen. Das Brautpaar erscheint, aber zum größten Verdruß erklärt der Bräutigam „Nein," denn „he heit wat von de Brut hört." Alles Zureden hilft nichts, das Brautpaar entfernt sich wieder. Der Standesbeamte simulirt, wie er sein durch die nicht vollzogene Ehe vollständig verunstaltetes Protokollbuch wieder in Ordnung bringen soll. Da tritt zu seiner freudigen Ueberraschung das Brautpaar wieder ein. Die Braut hatte dem Bräutigam auf dem Heimwege Vorstellungen gemacht. „Dat is doch recht slecht von Di, dat Du mi dat andahn hest. Du kriegst woll 'ne Fru, aber mi nimmt na den Schimp keen Minsch." Der Bräutigam wird weich und sie fährt also fort: „Wenn wi seggen, Du wullst, aber ick wull nich, dann kun ick doch oock noch'n Mann kriegen." Gesagt, gethan. Das Brautpaar kehrt um und der Bräutigam beginnt: „Ick heff mi besunnen." „Schön," sagt der Standesbeamte, „aber nun ordentlich": „N. N., wollen Sie diese ꝛc. zur Frau?" — „Ja," sagt der Bräutigam. — „N. N., wollen Sie diesen ꝛc. zum Mann?" — „Ja," sagt die Braut. — „Nee dat gelt nich," schreit der Bräutigam, aber der Standesbeamte fährt ihn an: „Wat segt is, dat is segt. Nu schriewt de Namens ünner."

Das Geheimniß der Photographie. Wie kürzlich ein amerikanisches Journal mittheilte, haben die Bewohner von Neu-Seeland folgenden Begriff von Photographie: „Wenn ein Weißer," sagen sie, „eine schöne Ansicht erblickt, so verschlingt er sie unter schrecklichen Grimassen mit seinen Augen, steckt darauf den Kopf in einen dunklen Sack und speit das Bild auf einen Spiegel, auf welchem dasselbe, nachdem derselbe abgewaschen ist, zurückbleibt."

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen. Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.